

(Nachdruck verboten.)

## 2] Wira! — Maina!\*)

Erzählung aus dem Leben der Hafendarbeiter  
von B. S. Dmitriewa.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von S. E. Winikoff.

Mikola ging nach der Weisung des Schuzmanns zum Hafen hinaus und befand sich mit einem Male in einem Menschengewimmel, wie in einem Ameisenhaufen. Man lud im Hafen Schoner aus, die von auswärts gekommen waren. Unaufhörlich arbeitete die Dampfwinde und verursachte mit ihren Rädern einen ohrenbetäubenden Lärm. Einer Schlange gleich kroch langsam, rasselnd und vor Anstrengung zitternd die lange Kette herunter, an deren Ende ungeheure Ballen am Hafen befestigt waren, um mit demselben Poltern wieder hinaufzukriechen. Und aus dem Lärm hörte man das eintönige Geschrei der Auslader: „Wira! Maina! — Wira! Maina!“

Auf dem doppelten Steg gingen zwei Reihen Lastträger nach dem Ufer und wieder zurück. Ein jeder hatte auf dem Rücken ein Kissen zum Tragen der Lasten. Mit schlaff herniederhängenden Armen und mit vor Anstrengung finsternen Gesichtern bewegten sie sich vorsichtig mit ihren zitternden Beinen und atmeten tief auf, wenn sie ihre schwere Last abgesetzt hatten. Die Kehllaute der türkischen Sprache mischten sich mit dem schnarrenden Gemurmel der Grusnier, und von Zeit zu Zeit plakte in diese Disharmonie ein kräftiges russisches Schimpfswort hinein. Das ganze Chaos überlörnte herrisch und kreischend die Winde und das gepreßte Zischen der kleinen Dampfmaschinen.

Mikola stand ganz betäubt. Er wußte gar nicht, wohin mit seinem Saß und mit seiner plumpen Figur, die überall im Wege war. Grad auf ihn zu schritt ein kerngesunder Türke mit einem roten, verköpften Fes, dem die Quaste fehlte, in schabigen Pumphosen, die jede Minute in den Nähten zu reißen schienen. Er hielt den Mund weit offen, wie ein sterbender Fisch, atmete schwer und stierte mit seinen schwarzen Augen wütend auf Mikola. Hinter dem Türken schritt ein stattlicher Adjare mit einem Baschlik, der wie ein Turban um seinen rasierten Kopf gewickelt war. Das Tragkissen hatte sich bei ihm verschoben, wodurch ihn die Last noch schwerer drückte. Das hübsche Gesicht war vor Anstrengung entfielt, und der Schweiß rann ihm von der Stirn. Ihm folgte leicht und behende ein hagerer Grusnier, und hinter ihm rannten Armenier in ihren niedrigen Mützen und ihren dunkelblauen Säcken. Nur ihre langen Nasen ragten unter den Ballen, die auf ihren leistungsfähigen Rücken aufgetürmt waren, hervor. Sie alle glichen Ameisen, deren Nest man zerstört, und die geschäftig davontrennen, um ihre kostbaren Eier eilends in der Erde zu verbergen. Und sie alle, diese Türken, Armenier, Adjaren, Grusnier verband hier brüderlich ein Weltbeherrscher, der Suner.

Sich unter ihrer furchtbaren Last tief krümmend, schweißtriefend krochen sie auf der Erde dahin, um elende Brotkrumen aufzulesen, die ihnen der andere Herrscher, das Kapital, herablassend zuwarf.

„Sieh mal an,“ flüsterte Mikola, der diesem Treiben zu sah und rechts und links auswich, um den Lastträgern den Weg frei zu machen. „Allmächtiger Gott, es scheint, das Leben ist überall schwer, nicht nur bei uns Bauern. Verzeih' mir Gott! Was schleppen die für Lasten . . nicht wie Menschen . . wie Ochsen!“

Und die Winde rasselte ununterbrochen, indem sie wieder und wieder große Ballen ausländischer Ware hinabwälzte. Und die Matrosen kommandierten: „Wira! Achtung! Wira! Schneller! Maina! Stopp!“ Die brennende Sonne versengte die Erde, durch die durchglühte Luft dröhnte von Zeit zu Zeit die Kanone, und die Lastträger, fast erdrückt von der schweren Last, krochen hin und her, wie elende Würmer.

Plötzlich stürzte geradeswegs auf Mikola ein Mensch mit einer Handkarre zu, von der ein Teil der aufgeladenen Waren herabfiel. Und der Mann begann, im reinsten Russisch, fürchterlich zu schimpfen:

„Ach, Du! Vogelscheuche! Was stehst Du hier und hältst Maulaffen feil? Scher Dich weg, sage ich Dir. Stehst da

wie ein holländischer Osen! Hast keinen besseren Platz gefunden, Pfahl Du, eichener! Geh' zum Bahndamm und pflanz' Dich als Telegraphenstange auf.“

„Was bellst Du denn?“ sagte Mikola gutherzig, indem er die zerstreuten Säcke auf sammelte und sie auf die Karre legte. „Ich bin Dir doch nicht absichtlich vor die Füße gelaufen. Mußt eben besser aufpassen und nicht nach allen Seiten gaffen! Da hast Du Deine Säcke . . und nu . . mit Gott!“

Die beiden sahen einander an. Der kleine Lastträger hatte, wie die anderen, schmutzige Lumpen auf dem Leibe, auf den nackten Füßen Pantinen und einen Kurlan auf dem Rücken. Doch sein von der Sonne verbranntes Gesicht mit den hervorragenden Wadenknochen und roten Bartspöckeln, sowie seine plumpe Nase und seine blauen Augen stachen gegen die Masse der bronzenfarbenen und krummasigen Türken und Adjaren so ab, daß seine russische Herkunft unverkennbar war. Mikola sagte sich dies gleich, er vergaß den Zanf und sah vergnügt auf das Männchen, das seinerseits auch Mikola anstarrte und mit Schimpfen aufhörte.

„Landsmann? Nicht?“ fragte er kurz.

„Hast's erkannt! So ist es, ein Landsmann. Gab' mir auch gleich gesagt, das ist ein echt russisches Gesicht. Und nu stimm's.“

„Na ja. Aber was rennst Du mir denn vor die Füße? . . Von wo kommst Du? . . Was treibst Du hier?“

„Was ich treibe? Nichts! Siehst es doch, ich, ich verkaufe meine Augen!“

„Das ist freilich eine dumme Geschichte. Deine Glözen wird hier niemand, nicht mal für umsonst, haben wollen. Hier, Bruder, schlägt man sich sein Brot mit dem Buckel heraus, grad' so wie die guten Ochsen . . Aber die Augen . . die gelten nichts. Hast Du einen kräftigen Buckel, dann komm. Wenn nicht, scher Dich zum Teufel! So geht es bei uns zu.“

„Nun was, einen kräftigen Rücken, an dem fehlt es mir nicht. Und schonen tu ich ihn auch nicht, Landsmann. . . Für Brot verkaufe ich alles, was ich habe. Tut mir nicht leid um den Rücken, ist doch kein gekaufter.“

Der Träger besah Mikola noch einmal aufmerksam.

„Einen Rücken hast Du schon, einen ganz kräftigen,“ sagte er mit Reid, und verlegte Mikola eins mit der Faust auf den Rücken. „Ist das aber ein Rücken! Wie'n Osen. Schon gut, schwache schon viel zu lange mit Dir und vergesse die Arbeit. Stell' Dich man vorläufig etwas' abseits, nachher schwagen wir weiter.“

Er griff nach der Karre, ließ sie gleich wieder los, und beide wandten ihre Blicke der Winde zu, die plötzlich stillstand. Sie hatte loeben ein Frachtstück von ungeheurer Größe heruntergelassen, und die Träger standen ängstlich und unschlüssig, was sie mit diesem Ungeheuer machen sollten. Alle schrien und drängten sich auf einander und gestikulierten so energisch, als ob sie sich gegenseitig die Zähne einschlagen wollten. Manche versuchten, die Last auf ihren Rücken zu heben, aber vergebens, schwer fiel sie wieder zu Boden, eine Wolke ägenden Staubes aufwirbelnd. Der Aufseher war außer sich, und links und rechts hagelte es Schimpfsworte. Der Eigentümer der Bäre, ein dider Armenier, mit einer Bronze-Uhrkette auf dem Bauche und einem Bleistift in der Hand, rannte auf dem Verdeck umher und beteuerte allen, daß er keine Zeit zum Warten habe, daß ihm jede Minute fünfzig Rubel koste; aber die Arbeiter verstanden das nicht und schonten ihre Rücken, die doch zu nichts wert seien.

„Sieh einer, der fette Satan!“ brummte Mikolas' neuer Bekannter, auf den Armenier weisend. „Hat sich so angefressen, daß man drei Tage braucht, um um ihn herum zu gehen, und war doch nichts weiter als ein Muscha“) und schleppte wie wir im Hafen Frachtstücke umher. Geh' doch selbst, wenn Du Lust hast, alter Satan!“

„Wo ist Kamel? Ruft ihn doch her! Ge, Kamel! Schnell!“ rief man auf dem Verdeck.

Der Menge näherte sich ein großer, hagerer Grusnier mit einem langen, dünnen Hals, an dem der Adamsapfel stark

\*) Lastträger.

hervortrat, einer gebogenen Nase, die sich fast bis zum Kinn herabzog. Das war der, den man Kamel nannte. Und wirklich, mit seiner ungeschickten Figur, dem langen Galse, dem hervorstehenden Adamsapfel, mit dem nach hinten geworfenen Kopfe und der gemessenen Gangart, erinnerte er merkwürdig an dies geduldige, gehorsame Tier, das von der Natur selbst zur schweren Arbeit und ewigen Sklaverei vorausbestimmt ist. Mit einem Lächeln auf dem breiten Munde, das seine glänzenden Zähne zeigte, machte er sich den Kurtan zurecht und stellte sich mit gekrümmten Rücken hin.

„Legt auf!“ kommandierte kurz der Aufseher.

Bier der kräftigsten Muschas wälzten mit Anstrengung das Stück auf Kamels Rücken, küsteten dann die Mühen und wuschen sich den rinnenden Schweiß ab. Kamel machte zwei Schritte, wartete, blieb stehen und warf die Last herunter.

„Geht nicht! . . . Zu schwer,“ jagte er, sich aufrichtend.

Vom Berdeck hagelte es wieder Schimpfworte, und der dicke Armenier lief ganz verzweifelt auf und ab.

„Ach Du, Mensch! Und das nennt sich noch Kamel!“

Schönes Kamel! Weibsbild bist Du!“

Kamel ging verlegen lächelnd zur Seite. Mikola, der die ganze Szene aufmerksam beobachtet hatte, suchte mit den Achseln, spuckte in die Hände und sah seinen Landsmann fragend an. Alles in ihm juckte vor Verlangen, seine Kräfte zu zeigen.

„Soll ich mal versuchen?“ fragte er unschlüssig.

„Du?“ brummte der Bekannte mißtrauisch. „Na, warte mal.“ Er lief zu der Menge der Lastträger und begann, ihnen in einem Gemisch grusinischer, türkischer und armenischer Worte etwas auseinanderzusetzen. Dann winkte er Mikola mit einer Handbewegung heran und sagte:

„Geh . . . kriegst auch ein Trinkgeld, sicherlich.“

Mikola warf schnell seinen Saak zu Boden, legte sich jemandes Kurtan um und bückte sich. Man lud ihm die Last auf, und mit einem leichten Seufzer trug er sie, unter dem Beifall der Lastträger auf ihren Platz. Man umringte ihn, klopfte ihm auf die Schulter und prüfte seine Arme. Er lächelte zu allem nur still vor sich hin. Er war froh, endlich Arbeit gefunden zu haben. Und im ersten Feuereifer schien es ihm, daß er nicht nur einen solchen Ballen, sondern einen ganzen Dampfer auf seine Schulter heben könne.

„Bist aber ein Hauptkerl!“ sagte sein Freund mit heiserer Stimme. „Wunder! Bist eben ein Russe! Und gegen den Russen kann selbst der Teufel nicht aufkommen! Du, Bruder Kamel, hast Deine Rolle hier ausgespielt! Kannst getrost Gänse treiben, das ist alles, was Dir zu tun bleibt. Wie heißt Du denn, Landsmann?“

„Mikola!“

„Und ich Zwan Rogulia. Hab' keine Angst, Landsmann, werden uns schon durchschlagen. Mit solchem Rücken braucht man nicht für sein Leben bange haben. Willst Du rauchen, Brüderchen?“

Er durchsuchte sämtliche Löcher seiner Lumpen und lehrte schließlich die Taschen um, aber nirgends fand sich eine Spur von Tabak. Inzwischen war beim Ausladen eine kleine Pause eingetreten. Die Lastträger machten es sich auf der Erde und auf den Ballen bequem, frühstückten Brot mit Gurken und Tomaten oder drehten sich Zigaretten, deren Rauch sie mit Genuß einsogen. Kamel, der wie ein Türke auf der Erde saß, langte in seinen Busen.

„Hast Du Tabak?“ fragte ihn Rogulia.

„Um, 'n bißchen!“

„Gib mal her! Für mich und meinen Landsmann. Ach, Kamel, Kamel! Hast Du Dich heute blamiert! Mikola hat Dich ausgestochen!“

Kamel löste inzwischen die Schnur einer an einem Bindfaden befestigten Ledertasche, in der er außer einigen Kupfermünzen Tabak hatte. Mikola sah Kamel mit Staunen an.

„Sieh einer an, wo er den Tabak trägt!“ sagte er.

„Gerade da, wo man sein Kreuz trägt! Und wo ist denn Dein Kreuz?“

„Ein Kreuz habe ich nicht!“ antwortete Kamel mit Kindeslächeln.

„Zu welchem Gott betest Du denn?“

„Gott?“ sagte Kamel fragend und versank in Gedanken. Er gab sich Mühe, in den Sinn der Frage einzudringen. Sein Gesicht wurde ernst, die halbgeöffneten Augen waren gen Himmel gerichtet, als ob er dort eine Antwort suche. Plötzlich überflog sein Gesicht wieder ein Lächeln, und indem er sich bekreuzigte, sagte er:

„Da ist Gott! Im Himmel! So bete ich!“

„Sa was! Er schlägt ein Kreuz!“ schrie Mikola auf. „Also wir haben ein und denselben Gott! Und ich dachte, Du wärst kein Christ. Wie wunderbar, Bruder, wie lange ich schon auf der Welt lebe, hatte ich keine Ahnung, daß die Erde so ungeheuer groß ist. Und überall ein Gott!“

Sein Philosophieren wurde durch das Rasseln der Kette und der Räder unterbrochen. Auf dem Dampfer war die Binde wieder im Gange. Die Lastträger standen unlustig auf, warfen ihre Zigaretten fort und gingen an die Arbeit. Und von dem Berdeck des Schiffes hörte man bald wieder: „Wira! Waina! — Wira! Achtung! — Waina! Schneller!“

Da brüllt sie schon wieder, die Teufelstochter,“ murkte Rogulia. „Komm mal, Kamelchen, unsere Gnädige freischüt schon. Und Du, Mikola, warte hier, wir wollen uns nachher unterhalten und überlegen. Wenn Du Hunger hast, dann geh' man in den Laden da, dort gibt's Brot und alles andere. Kannst auch zu Osman gehen, in die Schenke; frag' nur, jedes Kind wird Dir schon Osman zeigen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Russische Offiziere in der Mandchurei.

In der „Revue de Paris“ berichtet der französische Kriegs-Korrespondent Georg de La Salle über seine Erlebnisse in der Mandchurei. Seine Schilderungen sind um so bemerkenswerter, als sie von einem Russenfreunde stammen, der voller Hochachtung vor der russischen Armee und im festen Vertrauen auf ihre Siege zum Kriegsschauplatz eilte, um dort — eine Enttäuschung nach der anderen zu erleben. Was er über das Leben der russischen Offiziere erzählt, läßt ohne Zweifel manches in der Geschichte dieses Feldzuges erklärlich erscheinen.

Hotel International in Liaohang. Eine schmierige chinesische Parade, als deren Birt ein Grieche mit unaussprechlichem Namen seines Amtes waltet. Eine der großen Hallen hat er in Miniaturzimmer abgeteilt, die er zu ungeheuerlichen Preisen vermietet; eine andere dient den Gästen als gemeinamer Speisesaal. Zur Bedienung sind ein paar chinesische Boys angeestellt, unverschämtes und betrügerisches Gefindel, mit dem die Europäer einen beständigen Kampf um ihre Mahlzeiten führen müssen.

An den Tischen der russischen Offiziere geht es von Beginn der Mahlzeiten lärmend zu und von Stunde zu Stunde steigert sich das Gebrüll. Sie und da einmal Einer, der Haltung zu bewahren weiß und wohl auch einmal ein ernstes Gespräch anzuknüpfen sucht. Aber die anderen! Oftmals hat La Salle die berauschten Gesellen noch um Mitternacht an den Tischen postulierend getroffen, an denen sie sich am Nachmittage niedergelassen hatten. Waren sie zu sehr berauscht, um noch den Heimweg zu finden, dann siegelten sie sich, gestiefelt und gespornet, auf irgend eines der Hotelbetten. Und am anderen Morgen begann das Gelage von neuem. Auch die Popen waren ständige Gäste bei diesen wüsten Saufereien: unzählige Gläser Wodka, Bier, Champagner, Wein, kurz, was es nur Trinkbares gab, rannen durch ihre ausgepöchten Kehlen. Hatte die Bezechtheit einen gewissen Grad erreicht, dann begannen regelmäßig die größtenden Gelänge: russische Volkslieder, französische Chansons, deutsche Opernarien, alles wurde durch-einandergeschrien, mit jener Hartnäckigkeit, die für Säufser charakteristisch ist.

Im Anfang seiner Beobachtungen glaubte La Salle, die Offiziere, die er da in ihren schmierigen, abgetragenen Uniformen antraf, seien nur vorübergehend aus der Gefechtszone zurückgekehrt und suchten sich in einigen tollen Orgien für die Strapazen des Kampfes in der ersten Linie zu entschädigen. Bald aber bemerkte er, daß eine bestimmte Anzahl von ihnen den Feldzug überhaupt nur in den Bahnhofsbuffetts, den Restaurants und den Bordellen mitmachte. Immer von neuem erfaßte ihn Ingrimm und Ekel über dieses schamlose Treiben. Gewiß, so sagte er sich selbst, sind nicht alle russischen Offiziere so; gewiß gibt es auch unter ihnen tapfere und gewissenhafte Männer, die ihre Pflicht tun; aber darum war es doch nicht weniger wahr, daß die anderen ein schändliches Laster- und Lotterleben führten. La Salle fand nur eine Erklärung für solche Zustände: Hohe Verbindungen, mächtige unerträgliche Günstlingswirtschaft; auch die Hand des Hochkommandierenden durfte sich nicht gegen diese Leute erheben, für die der Krieg eine Gelegenheit zu den lasterhaftesten Ausschweifungen ist. Wohin der französische Beobachter auch immer in der Mandchurei gekommen ist, wie auch immer die Kriegslage war, stets fand er die Orte, wo es zu essen, zu saufen, zu lieben gab, angefüllt mit einer unabsehbaren Schar russischer Offiziere.

In der ganzen russischen Armee herrscht eine infame Günstlingswirtschaft: der reiche Offizier, der am Hofe wohlgeklitten ist und glänzend auftreten kann, wird ohne Anstrengung mit vierzig Jahren General; der arme Teufel, der sich im Dienst abschindet, fleißig an der Vermehrung und Vertiefung seiner Kenntnisse arbeitet, wird vielleicht einmal Hauptmann in einem gottverlassenen Reste, dessen drei Häuser die Hälfte des Jahres im Schnee stehen . . .

Am Bahnhof-Restaurant von Liaohang drängten sich unzählige Krankenpflegerinnen, Schwestern, „Sistras“. Nur wenige von ihnen waren hübsch; aber hübsch oder nicht, keiner von ihnen mangelte es an einer Schar von Anbetern. In den Augen der Russen waren es alle Huren. Auch hier war gewiß wieder dieselbe Unterscheidung zu machen wie bei den Offizieren: man sah nur diejenigen, die das lockere Leben dem ernstlichen Dienste im Hospital und hinter der Schlachtreihe vorzogen. Aber doch konnte La Salle das Gefühl nicht loswerden, daß es zu viele der „Sistras“ in den Restaurants gab!

In Liaohang waren Hunderte, wenn nicht Tausende von Prostituierten aus aller Herren Länder versammelt: die Hafenstädte Chinas, Japans, Conchininas und selbst Europas hatten den Abhub der Venus-Priesterinnen dahin entandt. Ihre Zahl wuchs endlich so sehr an, daß das Armeekommando Maßregeln dagegen ergriff. Nach dem Falle von Liaohang wurde den Prostituierten der Aufenthalt in Rußland untersagt. Dafür installierten sie sich in hellen Sälen in Tieling. Seit dem Ausbruch des Krieges war Charbin sozusagen das große Depot für Prostituierte, das Zentrum ihrer Operationen. Ungeheure Summen zahlten diese Geschöpfe auf der Russisch-Chinesischen Bank ein, Lohn, den sie sich im Umgange mit russischen Offizieren erworben hatten. Die Russen, so sagt La Salle, geben, geben, geben den Weibern; mit vollen Händen werfen sie ihnen das Geld hin. Ein paar Offiziere laden einige der Kokotten zu einem Glase Champagner ein; die Flasche zu fünfundsiebzig Rubel; am Ende der Sitzung geben sie jeder der Hetären nochmals fünfundsiebzig Rubel für nichts; selbst Hundertrubelscheine wurden so gleichsam weggeworfen. Als La Salle eines Tages auf die Bank ging, um einen Ehe einzulassen, traf er ein podemartiges Weib in auffällender Toilette, das aus der Tasche eines schmieglichen Unterrocks ein ganzes Bündel fettiger und zerfuzzelter Hundertrubelnoten hervorholte und dem Kommissar zur Gutschrift gab. Er selbst bekam eine dieser Banknoten für seinen Ehe ausgezahlt.

Eines Abends wurde La Salle von einigen Offizieren in ein Gartenlokal an dem großen koreanischen Turm in Liaohang eingeladen. Dort trafen sich die „vornehmeren“ Offiziere, denen die Gelage im Bahnhofe nicht paßten. Als man am Tische Platz genommen und Sekt bestellt hatte, ging einer der Offiziere zur konzertierenden Militärkapelle, ließ ein gerade gespielteres Stück unterbrechen und befahl zu Ehren des französischen Gastes die Marseillaise. Die ganze Tafelrunde hörte die Hymne stehend an. Höflich bat La Salle den neben ihm sitzenden Offizier um die Erlaubnis, den Musikanten ein Trinkgeld geben und das Aufspielen der russischen Hymne anordnen zu dürfen. Aber der Russe zog die Augenbrauen zusammen. Zögernd gestand er, daß es verboten sei, die russische Hymne zu spielen. . . . Man könne nicht wissen, ob alle Anwesenden sich erheben und den Kopf entblößen würden. . . . Da sei es schon besser, zur Vermeidung von Skandaliszenen überhaupt auf die Hymne zu verzichten!

Der Boy, der La Salle auf seinem Karren zum Gartenlokal gefahren hatte, war ein frischer, intelligenter Bursche, angeblüht ein Chinese. Er sprach fertig englisch und war als Diener äußerst gewandt. In Liaohang konnte er als Kuli höchstens ein paar Groschen im Tage verdienen. In Peking, in Tientsin sind solche des englischen mächtige Diener sehr gesucht und werden hoch bezahlt. Warum der Bursche wohl gerade in Liaohang war? La Salle fragte ihn ganz unvermittelt, ob er schon Japaner gesehen habe. Da fing der Boy fürchtbar auf „diese Bande“ zu schimpfen an; aber dieser Zorn auf die Japaner erschien dem Franzosen sehr gemacht. . . .

Hat man in diesen Schilderungen nicht den Schlüssel des Verständnisses für die russischen Niederlagen und die japanischen Siege?

—m.

## Kleines feuilleton.

a. s. Eine Perle. Ein langer Korridor, hohe graugrüne Wände — solch eine Farbe scheinen sie wenigstens in dem Dämmerdunkel, das eine einzige Gasflamme spendet, zu haben. Man hört, wenigstens um diese Stunde kurz vor Mittag, nur selten Schritte, und sie verlieren sich schnell. Die einzige Gasflamme leuchtet zwei Meter über dem Boden neben der Tür, die ins Zimmer 21 führt. Der Tür gegenüber steht eine Holzbank mit Rücken- und Seitenlehnen, vollkommen besetzt — alles Damen.

Die eine, ganz links, ist ungefähr 50 Jahre alt, wie man aus ihrem Gesicht, das von Runzeln und Falten durchzogen ist, erkennen kann; ihr Haar weist eine Farbe auf, die zwischen rötlichem Blond und gelbem Braun schwankt — die Dame hat augenscheinlich in der Wahl ihrer Perücke keine Rücksicht auf irgend eine Mode genommen. Umhang und Kleiderchnitt, auch der Hut zeugen von einem Geschmack, der vor zwanzig Jahren Geltung gehabt hat. Die Fünfzigjährige sieht vor sich hin gerade auf die Tür und seufzt von Zeit zu Zeit resigniert, sodas der kleine Junge, der neben der zweiten Dame steht, sie ganz verwundert und mitleidsvoll ansieht.

Auch die zweite, dritte und vierte Dame sehen sie an. Weshalb seufzt sie so? Neben der Tür, wie zwei lebendige Karpatiden haben zwei Damen Posto gefaßt, sie lehnen sich die Gesichter zu und mustern sich. Die links ist zuerst gekommen, hat also den Vortritt, und das drückt sich sowohl in ihrem herausfordernden Gesicht aus wie auch in dem etwas vorgekehrten rechten Fuß.

Nachdem die Fünfzigjährige nochmals und diesmal vernehmlicher geseufzt hat, richtet sich die Aufmerksamkeit aller Damen auf sie. Der kleine Junge hat den Mund aufgerissen und seine hellblauen Augen sind rund wie Kugeln, die Matrosenmütze ist ihm ins Gesicht gerutscht, das Gummiband kneift ihm den Hals, er merkt es aber nicht.

Durch die Tür hört man Stimmwechsel, eine Männerstimme, Bariton, kurz, abgemessen und eine Frauenstimme langatmig, sie spricht ohne Komma und Punkt, dazwischen aber nur ab und an eine Stimme, die noch einem halben Kinde anzugehören scheint, dünn, beinahe piepsig.

Die Fünfzigjährige seufzt und nickt vor sich hin, als wolle sie sagen: „Ja, ja, so ist es und daran ist nichts zu ändern.“ Dann spricht sie lauter, aber noch immer gedämpft: „Es ist nicht mehr wie früher — man kriegt jetzt gar keine mehr, selbst hier nicht mehr im Waisenhaus.“

In die anderen Damen kommt plötzlich eine schreckhafte Bewegung. Die Karpatide mit dem vorgekehrten Fuß zieht ihn fast vor Erregung zurück, sie ist ganz blaß und mit zitternden Lippen fragt sie: „Ach, Sie scherzen doch gewiß?“

Die Fünfzigjährige schüttelt den Kopf und spricht, als präsidierend sie einen Leichenschmaus: „Man kriegt selbst hier keine mehr.“

Die andere sagt: „Aber Sie selbst wollen doch auch eine, nicht wahr? Wenn Sie es so genau wissen, wieso kommen Sie denn noch her?“

Die Fünfzigjährige lächelt: „Man hofft doch, wenn man auch beinahe genau weiß.“

Und nun nickt die anderen alle beglückt außer der Karpatide, die sich geschlagen fühlt: sie wissen es auch beinahe genau und doch hoffen sie. . . .

Die Fünfzigjährige sagt mit bedauerndem Kopfschütteln: „Ja früher. . . wissen Sie,“ sie wendet sich zu der Dame neben ihr, die ihr sogleich gespannte Aufmerksamkeit schenkt und auch die anderen hören zu, so daß Zimmer 21 so gut wie vorläufig besetzt ist, „ich hatte auch mal hier eine gemietet — nun die —“ sie denkt einen Augenblick nach, um einen bezeichnenden Ausdruck zu finden, „die war eine Perle!“

Alle Damen sind neidisch, eine Perle hat noch keine von ihnen gehabt, auf dem Gesicht der oppositionslustigen Karpatide malt sich spöttischer Zweifel.

Die Fünfzigjährige steht es und wiederholt mit Nachdruck: „Eine Perle! Frieda hier sie — nun, ich konnte den Namen bis dahin nicht hören, aber allmählich ist er mir lieb geworden, lieb wie der Name meiner Kinder. Und freundlich war sie, nie hat sie ihr Gesicht übernehmlich verzogen, immer gelächelt — und keine Arbeit war ihr zu schwer und zu schlecht. Sie hat die ganze Wäsche gewaschen, allein, und wir waren fünf Menschen, und wenn sie den ganzen Tag gewaschen hat, dann ging sie noch an das Geschirr, das mußte stehen bleiben, da durfte ich nicht ran, und dann hat sie bis in die Nacht gestanden und abgewaschen, bis alles blüß blank war und an seinem Platz. Morgens früh um sechs war sie schon wieder da, munter und freundlich wie sonst — sie mußte früh aufstehen, mein Mann ging ins Bureau und die Kinder in die Schule. — Glauben Sie, ich hätte aufstehen dürfen? Das hätte sie nie gelitten! Einmal hab ich's wollen, aber dann hab ich's nie mehr versucht. Da wäre sie beinahe ärgerlich geworden. Und lachen konnte sie! Das heißt, erst hab ich ihr natürlich alles gezeigt, aber später — mein Mann hat sich alle Finger geleast. — Eine Kalbsbrühe — nie hab ich wieder mehr eine solche gegessen. Und Plinzen. . . Plinzen. . . die schmeckten wie Omelettes. Sie hatte so eine Art. . . wissen Sie, so eine Art. . . kurz, sie konnte lachen, was sie wollte — alles war ausgeglimmet.“

Die Karpatide hat schon längst den Mund verzogen und denkt: „Was bindet die uns für Märchen auf? Die denkt doch nicht etwa, daß wir es glauben?“ Laut sagt sie neidisch und ärgerlich, indem sie leicht auf die Tür weist: „Die scheint sie zu kriegen.“

Sofort sind alle anderen wieder bei der Sache, sie wollen ja gar keine Perle haben, wenn sie nur überhaupt ein Mädchen kriegen. Nach fünf Minuten öffnet sich die Tür, eine davon tritt heraus, hinter ihr ein spülriges, schmales Mädchen. Neidisch sehen ihr alle nach. Die Karpatide will hastig die Tür öffnen, da erscheint der Herr und heftet einen Zettel an die Tür. Mit großen blauen Buchstaben und did unterstrichen steht: „Dienstmadchen sind nicht mehr zu haben!“ Die Karpatide prallt zurück und alle anderen Damen fahren auf, als läßen sie etwas Schreckliches.

Die Fünfzigjährige findet zuerst ihre Fassung wieder: „Ich wollte es. . . ja früher. . . und so eine wie meine. . . eine Perle. . .?“

r. Das Fessentor bei Besançon. In Dentmatern aus den Zeiten der Römer ist, nächst Italien und Griechenland, kein Land reicher als Frankreich, das alte Gallien. Hierher brachten ungefähr hundert Jahre v. Chr. die siegreichen Römer ihre Sprache, Sitte, Gesetze, Religion und Bildung, beherrschten fünf Jahrhunderte lang das Land und verewigten ihren Ruhm durch unzählige Dentmäler, die seit neunzehn Jahrhunderten der Zeit und den Elementen trotzen. Einige der schönsten und großartigsten Ueberreste jener Zeit findet man in der Umgegend von Besançon, im heutigen Departement des Doubsflusses, und schon dieser Fluß hat geschichtliches Interesse. Ihm verdankte Besançon den Namen Chrysopolis (Goldstadt), wie es die Griechen, die Gründer von Massilia, dem heutigen Marseille, nannten. Zur Zeit der Gallier nämlich war der Doubs reich an

Goldsand. Zwar fliebt er noch in demselben Bette, auch zeigt der Uferstrand noch heute einen ungewöhnlichen Glanz, doch der Goldgehalt mag sehr gering sein, da man es nicht der Mühe wert achtet hat, Wäschen anzulegen. Mehr aber als den Fluß bewundert man die Ueberreste römischer Baukunst, die sich um Besançon vorfinden. Nahe vor der Stadt erheben sich die Trümmer eines Triumphbogens. Sie verkünden, daß Cäsar hier den Ariovist, den mächtigen König der Deutschen, im Jahre 58 v. Chr. schlug, weil er es wagen konnte, sich gegen Roms Oberherrschaft aufzulehnen. Kaum konnte der Besiegte, wie die Geschichte erzählt, Freiheit und Leben retten. Zwei seiner Weiber kamen auf der Flucht um, eine seiner Töchter fiel in der Schlacht und die andere wurde gefangen in des Siegers Hände überliefert. Das zweite und unstreitig das großartigste Denkmal der Römerzeit ist das Felsentor, durch das man von der Schweiz her in das reizende Tal von Besançon tritt. Der Berg, durch den es führt, heißt der Zitadellenberg und bildet die äußerste Schutzmauer für die Stadt von der einen Seite, während der Doubs, ein Nebenfluß der Saone, den größten Teil von ihr halbmondförmig so umspült, daß jeder Zugang zu ihr versperrt wird, und man entweder über die Brücke oder durch das Felsentor gehen muß. Zur Römerzeit hatte dieses Tor eine andere Bestimmung. Anfangs führte eine Wasserleitung hindurch, von Aler nach Besançon.

Später erst, vielleicht lange nach den Römern, hat man das Felsengewölbe erweitert und die Verbindungsstraße nach der Schweiz, die früher über den Berg führte, da, wo er nach der Flußseite hin sich am wenigsten steil erhebt, hierher verlegt. Wahrscheinlich geschah dies zu der Zeit, wo Besançon anfang, als Festung Bedeutung zu erhalten und wo sich das Felsentor weit leichter verteidigen ließ, als jener freie Zugang. Bedenkt man aber, daß jenes Tor durch einen Berg gehauen werden mußte, der einen einzigen ungeheuren Felsen bildet, und daß man diese Riesearbeit durch Werkzeuge vollendete, die, wenn auch noch so vollkommen, unsere Bohrmaschinen und Sprengstoffe nicht ersetzen konnten, so muß man den gewaltigen Willen der Römer bewundern, dem selbst die Elemente gehorchen mußten. Auch von jener Wasserleitung sind noch bedeutende Ueberreste vorhanden, die an Festigkeit und Regelmäßigkeit ihresgleichen suchen. Von den Festungswerken, die schon Cäsar, bevorogen durch die vorteilhafte Lage der Stadt, auf dem Zitadellenberge anlegte, finden sich jetzt keine Spuren mehr. Wahrscheinlich wurden die letzten Reste vernichtet, als Ludwig XIV. Besançon durch Vauban zu einer Festung ersten Ranges erhob. Der über dem Felsentore stehende Turm ist nach Vaubans Angabe erbaut und für eine Besatzung von hundert Mann eingerichtet, die bei Belagerungen diese Felsenpforte verteidigten. —

— 1. Die Natur des Südpolareises. In den Tagen, in denen die Expedition des französischen Forschers Charcot aus der Wüste des Südpolareises zurückgekehrt ist, hat ein Vortrag besonderes Interesse, den Kapitän Scott, der Leiter der englischen Discovery-Expedition, vor der „Royal Geographical Society“ kürzlich über die geographischen Ergebnisse dieser Expedition und insbesondere über die Natur des Südpolareises gehalten hat. Scott sprach zuerst über das Packeis, das im Sommer das Haupthindernis zur Annäherung an das antarktische Land bildet. Die Expedition hatte dies an fünf Stellen zu beobachten Gelegenheit. Die Eisberge im Ross-See kommen hauptsächlich vom König Eduard-Land, und nur sehr wenige von der Küste des Victoria-Landes. Sie treiben erst westwärts, dann nordwärts. Scott meint, daß frühere Beobachter ihre Größe übertrieben haben; von den vielen hundert, die er sah, waren nur wenige über 1 1/2 Kilometer lang und 150 Fuß hoch, die meisten dagegen 1/4 Kilometer lang und 120 Fuß hoch. In der Nähe des König Eduard-Landes sind sie größer, einer wurde auf 7—9 Kilometer geschätzt, ein anderer auf 240 Fuß Höhe. Scott glaubt, daß nur fünf Sechstel eines Eisberges unter Wasser liegen. Einer war in zwölf Tagen 70 Seemeilen westlich getrieben. Der längere Aufenthalt in der Nähe des Erebus gab Anlaß zu einer Beobachtung des Inlandeises und der sehr wenig bekannten Gletscher jener Gegend. Vom Mount Melbourne (3569 Fuß) auf 73 Grad 30 Minuten südlicher Breite zum Mount Longstaff (9700) auf 83 Grad südlicher Breite erstreckt sich parallel mit der Küste des Ross-Meerres eine Bergkette, deren Gipfel erst abfallen, und zwar schwankt ihre Höhe von 3500 bis 4800 Fuß; dann aber nimmt die Höhe wieder zu, und ein oder zwei ragen bis zu 15 000 Fuß hoch. Die Berge der niedrigeren Kette sind tafelförmig und aus sedimentärem Gestein gebildet, die höheren sind kegelförmig und vulkanisch. Der Erebus raucht noch. Hinter jener Küstensenke erhebt sich das Inlandeis, bis es etwa 60 englische Meilen vom Meere eine Höhe von 8000—9000 Fuß über dem Meeresspiegel erreicht, und diese Höhe bleibt die gleiche, so weit sie auf einer etwa 200 Meilen weiten Reise westwärts sehen konnten. Dort muß sich daher ein weites Becken dieses Inlandeises befinden, das über einen großen Teil des antarktischen Festlandes hin fast dieselbe Höhenlage wie Grönland hat. Aber dieses Becken in der Nähe des Ross-Meerres wird anscheinend von der Küstensenke zurückgehalten; nur wenige Ströme steigen von ihm zum Wasser herab. Die sehr zahlreichen Gletscher werden fast alle von örtlichen Zirkfeldern gespeist, die in Tälern dieser Berge liegen. Von den wenigen vom Inlandeis gespeisten Gletschern des langen Küstensiches zwischen Kap Adare und Mount Longstaff scheinen nur vier in Bewegung zu sein. Die übrigen, von denen der Ferrargletscher als typisch gelten kann,

sind dem Meere nach „tot“, große Zungen untätigen Eises, das von der Sommer Sonne langsam zerstört wird. Der Geologe der Expedition, Ferrar, hat dies durch zwei Beobachtungen, zwischen denen ein Jahr Pause liegt, bestätigt und festgestellt, daß sich das Eis nicht merklich bewegt hatte. In den europäischen Alpen sehen dagegen die Gletscher ihre Bewegung fort, auch wenn sie abnehmen. Diese Anomalie ist vielleicht die Folge der viel niedrigeren Temperatur der Antarktis; vielleicht hält aber auch die Küstensenke das Vorschreiten des Inlandeises auf. Vom Erebus bespült das Ross-See eine lange Strecke ostwärts den Fuß einer riesigen Eisklippe. Als Kapitän Scott jenseits des 82. Breitengrades seine südlichste Stelle erreichte, fand er das Eis überall als flache Ebene. Beobachtungen, die im Umkreise der Winterquartiere angestellt wurden, zeigten, daß sich diese große Masse langsam etwas nordöstlich bewegte, und da die Lotungen zwischen 300 bis 450 Faden Tiefe anzeigten, ist das Meer mehr als tief genug, um die Masse zum Treiben zu bringen. Daß dies der Fall ist, zeigt besonders auch die Tatsache, daß der große Eiswall jetzt einige 20 englische Meilen südlicher liegt als vor 60 Jahren, als Sir James Ross ihn sah. Diese ungeheure, treibende Masse wird zweifellos von dem Inlandeis genährt und abgebrochen, das Mount Longstaff mit dem König Eduard-Land verbindet. Dafür, daß das antarktische Eis abnimmt, erhielt man aber auch direkte Beweise. Vom Eise zerfressene Felsen, Moränen und erratiche Blöcke wurden an vielen Stellen über oder jenseits der jetzigen Grenzen der Gletscher gefunden. So fand man in einem Falle Spuren 800 Fuß über der jetzigen Oberfläche des Eises. Diese Abnahme kam nicht sehr jungen Datums sein, denn an einigen Stellen sind die vom Eise zerfressenen Felsen von fließendem Wasser gesücht. Scott glaubt, daß das Eis, als es die größte Ausdehnung hatte, auf dem Meeressbett geruht hat, über das es jetzt treibt. Aus dieser Abnahme folgt aber nicht unbedingt, daß diese Gegenden wärmer werden; denn eine tatsächliche Zunahme der Kälte könnte auch die Ursache sein. Der Niederschlag des Wassers an einer Stelle hängt von der Verdampfung an einer anderen ab; ein Fallen der Temperatur könnte aber beides auf eine größere Entfernung hin unmöglich machen. Das erklärt auch die Tatsache, daß nur im Sommer Schnee fiel und von einem verhältnismäßig warmen Winde herbeigeführt wurde, und daß alle Forscher das rauhe, nasse und neblige Wetter beobachtet haben, das in der Nähe des Polarkreises herrscht. —

**Humoristisches.**

— Sonderbarer Gegenbeweis. Freundin: „Also Ihr führt eine glückliche Ehe? Dein Mann behauptet allerdings das Gegenteil!“  
 Junge Frau: „Ach, der hat nichts zu behaupten!“  
 — Immer gründlich. Bekannter: „Wie kommen Sie denn dazu, ein so umfangreiches Werk über Mitteldeutschland zu schreiben?“  
 Professor: „Ach, ich wollte meiner Frau eine kleine Rundreise zusammenstellen, und da ist eben das daraus geworden!“  
 — Probates Mittel. „Wie hast Du denn Deinem Nichte das Schnupfen abgewöhnt?“  
 „Ganz einfach; ich habe eine Zeitlang mitgeschnupft.“  
 („Wegendorfer Blätter.“)

**Notizen.**

— Die Freie Volksbühne veranstaltet für die 8. Serie ihrer Vorstellungen im Metropol-Theater acht Aufführungen von Grillparzers „Sappho“. Die Vorstellungen finden statt am 12., 19., 26. März und am 2., 9., 16., 23. und 24. April. Die Titelfolle hat Frau Gertrud Arnold vom Deutschen Theater übernommen.  
 — Die Komödie „Schmalz, der Nibelunge“ von Franz Adamus hat bei der Erstaufführung im Wiener Raimund-Theater einen starken äußeren Erfolg errungen.  
 — „Der fromme König“, ein Lustdrama von Albert Eisert und Gottfried Brunwald, wird noch in diesem Monat im Stadttheater zu Magdeburg zur Aufführung kommen.  
 — Ueber authentische Fünftlingsgeburten berichtet Nyhoff (Oroningen) in der „Zeitschr. f. Geburtsh.“, 52. Bd., 1904. Sie sind nicht häufig. Es gelang ihm nur mit vieler Mitwirkung ungefähr 30 Fälle festzustellen. Die Geburt erfolgt bereits im vierten oder fünften Monat. Die Erblidlichkeit scheint bei ihnen eine ziemlich bedeutende Rolle zu spielen, und die Disposition zu mehrfachen Geburten ist fast durchweg in der Familie der Mutter festzustellen. Für Holland speziell konnte Nyhoff in ungefähr zwei Jahrhunderten zwei Fünftlingsgeburten erweisen.  
 — t. Goldfunde in Neu-Seeland. Durch den Geologen Lindgren sind die Hauraki-Goldfelder auf der Insel Neu-Seeland genau erforscht worden. Danach ist das Vorkommen des Goldes auffallend ähnlich dem von Transylvanien an der Ostgrenze von Ungarn. Das Gold wird angetroffen in Quarzadern, die ein vulkanisches Gestein durchziehen. In der Begleitung des Edelmetalls finden sich die Minerale Dolomit, Eisenkies, Zinkblende, Bleiglanz und Rubinblende. Der größte Goldgehalt hat sich begreiflicherweise dort ergeben, wo die Quarzadern einander kreuzen. —